

Jella war unwillkürlich von der Seite des Fürsten zu Siegfried getreten und stand neben ihm so sicher, so selbstbewußt, als gehöre sie zu ihm.

Ergriffen dankte Siegfried in wenigen herzlichen Worten. „Aber die mir zugedachte Ehre, daß die „Königstanne“ meinen Namen tragen soll, kann ich nicht annehmen,“ schloß er lächelnd. „Die Tanne gehört der Baronesse v. Rotheim.“

„O, wir haben gefragt,“ entschuldigte sich Grittner.

„Gewiß, die Leute haben gefragt!“ — sagte Jella mit lauter hellklingender Stimme. „Sie wußten ja nicht, welche Freude es mir machen und wie stolz ich darauf sein würde, wenn meine Tanne den Namen meines Lebensretters trägt!“

„Baronesse!“ rief Siegfried, während ringsum Ausrufe des Staunens und der Bewunderung erklangen. Die Herren traten näher, und mit fliegenden Worten erzählte Jella die Geschichte aus ihrer Kinderzeit, und nachträgliche Glückwünsche, Worte der Anerkennung und des Dankes wurden laut. Baron Rotheim ergriß die Hände Siegfrieds, und sie festhaltend, sagte er tief bewegt: „Warum haben Sie mir nicht längst Gelegenheit gegeben, da ich Ihnen schon so viel schulde, auch für das Leben meines Kindes danken zu können.“

„Da bin ich schuld, Papa,“ rief Jella bedeutungsvoll. „Ich — ich bin gegen den Herrn Direktor sehr häßlich gewesen“ — setzte sie langsamer, aber mutzig hinzu und schlug die großen Augen voll und klar zu Siegfried auf, indeß Purpurröthe das Gesicht überflöthete. „Ich halte es für meine Pflicht, ihm hier öffentlich Abbitte zu leisten, daß ich ihn so oft absichtlich getränkt und beleidigt habe. Aber zur Sühne ist es ja niemals zu spät, und ich will gern sühnen!“

Wortlos ergriß Siegfried ihre Hand — er wußte wohl, warum das stolze Mädchen hier, vor so vielen Zeugen, eine so hold-demüthige Bitte aussprach.

Eine Minute herrschte ein so feierliches Schweigen wie in einer Kirche — die Herren sahen alle gar ernst und nachdenklich, das seltsame Bekenntniß Jellas hatte gar manchen Gedanken wachgerufen.

„Alles ist gesühnt,“ sagte Rolf halblaut mit einem tiefen Blick in die schönen Augen. „Das war brav gesprochen, Baronesse“ erklang die Stimme des Fürsten, der zu den beiden trat. „Sie haben einen Muth bewiesen, den ich manchem Manne wünschte, jedenfalls hat eine solche Genugthuung mehr Wert, als diejenige, bei welcher Pistolen und Degen interveniren müssen. Dieser Platz hat nun für uns alle Bedeutung erlangt; geben Sie der Tanne Ihren Namen, lieber Siegfried.“

Lächelnd und doch von neuem unter dem innigen Blicke Siegfrieds erröthend, nahm Jella die Tafel von dem Tische. „Fietchen Kastemann soll die Tafel halten, während ich den ersten Nagel hineinschlage,“ bestimmte sie. „Die Kleine begnügte Herrn Direktor Siegfried zuerst, als er nach Rotheim kam; nach Ihrer Theorie, Durchlaucht, ein glückliches Omen. Lassen wir das Kind also seine magische Rolle weiter spielen.“

Helle Herzensfreude jubelte in Jellas Stimme, daß sie wie Lachengelächel tönte. Das junge Mädchen hob klein Fietchen auf die Bank, und mit lauten kräftigen Schlägen trieb sie den ersten Nagel in die Holztafel, welche Fietchen mit so feierlichem Gesichte hielt, als stände darauf zum mindesten die Reichsverfassung.

Zwei lange Tische mit Erfrischungen für die Bauern und Arbeiter standen im Walde, während Jellas Mädchen, die hübsche Wilka, mit Paul einen Tisch unter der Siegfriedstanne für die Herrschaften deckte.

„Ist das nicht wie ein Märchen,“ bemerkte Herr v. Strehlen zu dem Fürsten. „Der arme Schäfersknabe rettet das Leben der Prinzessin, nach Jahren kommt er wieder an ihr Schloß und findet sie zur Wärmorfäule erstarrt, seiner Kunst gelingt es, den Zauber zu lösen —“

„Aber regelrechte Märchen schließen damit, daß der Schäfersohn die Prinzessin erhält,“ unterbrach der Fürst lächelnd.

„Meinen Durchlaucht, daß diese Prinzessin „Mein“ sagen würde, wenn der Schäfersohn sie selbst zum Lohne begährte?“

Der Fürst sah betreten dem Frager ins Gesicht. „Sie glauben, Herr v. Strehlen? — Beim Himmel, Sie könnten recht haben, diese Abbitte war allerdings sehr warm und bedeutungsvoll, und wie sie neben ihm steht und zu ihm hinausstieht — ein wunderschönes Paar! Aber der Baron?“

„Wird schon einwilligen,“ meinte Strehlen, „wenn das Töchterlein ernstlich will, und kann eigentlich sehr froh sein, daß der Himmel ihm statt eines abligen Spitzbuben einen bürgerlichen Ehrenmann sendet.“

„Gewiß,“ entgegnete der Fürst ernst und fügte seufzend hinzu: „Aber dann war wohl meine Freude zu früh; Rolf Siegfried kommt als Gemahl Jellas v. Rotheim nicht auf meine Güter!“

„Wer weiß, Durchlaucht — Rolf Siegfried sieht nicht danach aus, als ob es ihm paßte, das Gut seines Schwiegervaters zu verwalten. Ich könnte Ihnen vielleicht einen Vorschlag machen, der allerdings jetzt wie reiner Egoismus klingen wird.“

Die beiden Herren sprachen leiser zusammen, bis man sie zu Tische rief.

Bei den großen Tafeln war man laut und fröhlich, bei der kleinen ging's zwar weniger lebhaft, aber nicht minder heiter zu, und Jellas Augen strahlten wie von innerm Glück.

Zu Hause angekommen, begab sich Jella sofort in das Zimmer ihres Vaters. Sie fand den Baron gedankenvoll im Gemach auf- und abschreitend.

Als er seine Tochter bemerkte, blieb er stehen, und da Jella zu ihm trat und liebevoll ihre beiden Hände auf seine Schulter legte, wandte er traurig das Haupt ab.

„Ich möchte mit dir sprechen, Papa,“ begann Jella.

„Ich habe dich erwartet, mein Kind,“ erwiderte der Baron. Langsam löste er ihre verschlungenen Hände und führte dann seine Tochter zu dem Sopha, indeß er ihr gegenüber Platz nahm.

„Du hast mich erwartet, Papa? Dann weißt du wohl auch, was ich dir mitzutheilen habe?“

„Nehmen wir an, daß ich es nicht weiß.“

Jella beugte sich vor und ergriß die Hand ihres Vaters: „Ich liebe Rolf Siegfried,“ sagte sie leise und innig. Zu ihrem großen Erstaunen indeß verrieth ihr Vater durch kein Zeichen seine Ueberraschung über diese Mittheilung. „Er liebt auch mich, Papa,“ fuhr sie mit milderer Sicherheit fort.

„So, weißt du das gewiß?“ fragte der Baron.

„Ja, er hat es mir gesagt.“

„Sehr schön — da haben wir den bürgerlichen Begriff von den Pflichten des Gastes!“ rief der Baron bitter.

„O, Papa, fülle kein Urtheil, ehe du nicht alle Umstände kennst! — Ich gestand ihm zuerst, daß ich ihn liebe — ich warf mich an seine Brust und sagte ihm, daß ich sterben müßte, wenn er fortgehe — und — Papa, lieber Papa — ich wußte genau, was ich sagte, keine schwärmerische Leidenschaft veranlaßte mich, ein übertriebenes Wort zu sprechen: ich kann nicht leben ohne Rolf Siegfried!“

„Und das hast du ihm gesagt, mein stolzes adelig denkendes Kind! — Nun, du hast den Rufm, die erste Baronesse v. Rotheim zu sein, die so ihre Würde, ihren Stand vergißt, und einem Manne, der weit unter ihr steht, ihre Hand bietet — die er herablassend anzunehmen geruht!“

„Nein, Papa, das eben thut Rolf nicht. Er wies meine Hand zurück,“ sagte Jella schmerzlich.

„Und warum?“



Die Stirn des alten Herrn fürchte sich. Trotz seiner Unzufriedenheit mit dem Geschehenen fühlte sich sein aristokratisches Bewußtsein, ebenso wie sein väterlicher Stolz doch tief verletzt, daß ein Mann es wagte, die Hand, welche eine Baroness v. Notheim ihm bot, zurückzuweisen.

„Warum, Papa? — Weil Siegfried stolzer ist als nur je ein adlig Geborener, weil er fürchtet, daß ich noch immer denken könnte, ich ließ mich herab, während doch er es ist, der sein Weib zu sich emporehbt.“

„Und was denkst du, daß jetzt geschehen soll?“ fragte der Baron, dessen Blick immer düsterer wurde.

Leise glitt Yella vor ihrem Vater nieder und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Mein guter Vater,“ bat sie zärtlich, mit dem losendsten Klang, dessen die weiche Stimme fähig war — „ich muß ein großes, großes Opfer von dir verlangen. Du wirst dem Direktor den Beweis geben, daß wir nicht von einer Höhe herabzustiegen glauben, wenn du ihm deine Tochter gewährst, sondern du selbst wirst Siegfried — meine Hand anbieten.“

„Yella — Yella, was verlangt du!“ rief Notheim entsetzt. „Deine Tante Yona hat recht, du bist eine andere geworden durch deine unsinnige Leidenschaft. Du, sonst so klar und verständlich, begehst Thorheit um Thorheit. Deine extravagante Beichte bei der Königstanne wird das Gespräch der ganzen Umgebung werden — du, sonst so zartfühlend, gestehst einem Manne deine Liebe, du verlangst, daß ich dich, wie eine werthlose Waare, diesem Manne anbiete, und endlich — hast du schon einmal daran gedacht, welchen Demüthigungen, welchen Entbehrungen sich die Baroness v. Notheim als die Frau des bürgerlichen Forstdirektors Seiner Durchlaucht des Fürsten von Altmark aussetzt?“

„Ja, Papa, das alles ist bedacht und wohl erwogen — es giebt nichts auf der Welt, das ich nicht freudig ertragen würde um dieses Mannes willen,“ versetzte Yella mit sicherer klarer Stimme. „Welche Demüthigung kann mir denn werden, da ich gelernt habe, unsere Standesvorurtheile nach ihrem Werth zu schätzen. Die Menschen, und nicht ein ewiges Sittengesetz haben den Adel geschaffen, und daß unsere Vorurtheile noch so herrschend, so bestimmend für unsere Handlungen sind, das ist nur ein Beweis von der unsterblichen Eitelkeit des einen Theiles der Menschen und der ebenso unsterblichen niedrigen Gesinnung und der Unwissenheit des anderen Theiles.“

„Du sprichst von uralten Institutionen, Yella.“

„Wird etwas Werthloses werthvoll, wenn es alt wird, Vater? — Doch es gilt ja hier nicht, um die Berechtigung des Standesbewußtseins zu streiten. — Ich habe anders denken gelernt als du denkst, Papa; aber ich bin deine Tochter, dein einziges Kind geblieben, das du lieb hast, das du glücklich machen wirst — glücklich, selbst wenn du ihm manchen Lieblichswunsch opfern müßtest. Mein Vater — Rolf Siegfried hat deinem Kinde nicht bloß das Leben, er hat seine Seele gerettet; frevelhafter Hochmuth, grausame Unbarmherzigkeit hatten Raum in meiner Brust, bis er mir den Spiegel vorhielt, bis ich bebend erkannte, wie nichtig mein Leben sei. Die Menschen, die mir sonst nur da zu sein schienen, um zu unterhalten oder zu bedienen, die sind meine Brüder und Schwestern geworden, — die ganze Welt scheint mir schöner und herrlicher, mein Dasein ist nicht werth und zwecklos mehr, ich bin so viel besser geworden, — und dich, mein Vater, dich liebe ich viel inniger, seit ich Rolf Siegfried liebe!“

Die dunklen blauen Augen des jungen Mädchens leuchteten in süßer Gluth, als sie stehend zu dem Vater aufblickte und fester schlang sie die Arme um ihn.

Da blinkte es feucht unter den gesenkten Wimpern des alten Herrn — es war sein Kind, das in so wunderbarer Schönheit vor ihm kniete, sein Kind, das um sein Glück flehte! —

„Du liebst mich inniger, Yella?“ antwortete er trübe auf ihre letzten Worte, „du willst mich ja verlassen!“

Yella neigte sich und küßte die Hand ihres Vaters. „O Papa, wenn du wüßtest, wie weh es mir thut, von dir fortgehen zu müssen,“ sagte sie leise.

„Zu müssen, Yella?“

„Ja, Papa, keine Erdenmacht kann mich abhalten, Rolf zu folgen.“ Ein Schauer überflog die zarte Gestalt, und doch klang die Stimme fest und entschlossen.

„Und wenn ich dir meine Erlaubniß verweigerte?“

„Ich bin in kurzem mündig, Vater!“ entgegnete Yella mit festerer Ruhe. „Doch dazu wirst du es nicht kommen lassen, daß ich ohne deinen Willen aus deinem Hause gehe, nicht wahr, Papa? Du willst ja nur mein Glück!“

Yella legte ihr Haupt an die Brust des Vaters, und schweigend sah der Baron auf das schöne blonde Haupt herab.

Schluß folgt.

Die Versuchung.

Skizze von Auguste Groner.

Falsterbo*, das sandverwehte, vergessene, sterbende Falsterbo liegt in sich selbst verkrochen da. Der Herbstwind fährt über seine niederen Hüner und die gischtgekrönte Welle über seine armeligen Ufer, und an dem Gezweige der Fichten hängen zitternde, sprühende Schaumballen, welche das Meer ausgeworfen hat.

Wie halberstarzte Thränen sind sie zu schauen, wenn sie feucht-glühend niedertropfen, um zwischen dem allezeit gierigen Dünensaude und den allezeit traurigen Zimmortellen, die ihm entwachsen, zu versickern.

Durch das Heulen des Sturmes, durch das Kreischen des Meeres und das Säusen der Bäume tönen menschliche Tritte.

Ein blonder Riese geht zum Strande hinab. Geht? Nein, er schleicht zwischen den Fichten hin, und wenngleich er es nicht hindern kann, daß der Sand unter seinen Füßen knirscht, so vermag er doch seiner stattlichen Länge ein gut Stück zu nehmen, indem er, gebückt, zwischen den jungen Wäumen niederhastet.

Angesehen langt Lars Moen an dem Ufer an.

Dort liegen die Fischerboote im sonst so klaren, seichten Hafen, der allerdings heute die rothen Tangwiesen nicht sehen läßt, die seinen Grund schmücken.

„Jörgen Åsbjörnsen,“ steht an dem plumpen Bug des einen dieser Schiffe geschrieben. „Åsbjörnsen“, der Name, den Lars Moen am tiefsten auf Erden haßt. So heißt ja auch Ingrid, die schönste Tochter Falsterbo's; Ingrid, die Lars Moen am heißesten liebt, von allem, was die Erde trägt.

Seine Braut war sie gewesen, bis ihre Mutter sie dem reichen auf der nahen Insel wohnenden Jörgen zugelegt — und nun war sie des wüthen Trunkenbolxes Weib und elend wie der, welcher jetzt ihrer denkt in grimmigem Leid und dessen sonst so milde Augen drohend auf dem Boote ruhen, das Jörgen Åsbjörnsen zu ihr tragen soll.

* Ehemalige berühmte Sannfahdt an der süßlichsten Stelle Schwedens.

Daneben schaukelt ein anderes; es ist klein und schier zierlich und hüßt ob seines geringeren Gewichtes weit höher, als die anderen, auf den Wellen, die es hin und her schlenkern. Eben da in Lars Moen ein schrecklicher Gedanke aufzuckt, stößt des Bootes schlante Spitze gegen Jörgens Fahrzeug mit solcher Gewalt, daß es scheint, als wolle das armelige Ding jenseit in Grund bohren!

Da springt Lars hinein. Ein Blick den Strand hinauf und hinunter, der ihn überzeugt, daß kein Menschengeseh sein Thun gewahren kann, und Larsens Boot liegt Vord an Vord mit dem jenseit Todseindes. Eine scharfe Klinge blitzt in des jungen Mannes Hand. Ein paar Stöße — und Jörgen, der sich eben jetzt oben im Wirthshause von seinen Geschwörtern verabschiedet, ist dem Tode geweiht!

Hat nur erst das Wasser einen noch beschiedenen Weg in das Boot gefunden — es wird sich ihn erweitern auf der stundenlangen Fahrt und — und Ingrid ist befreit von ihrem Peiniger.

Aber Lars Moen vollführt sein Vorhaben nicht! Erblichend läßt er das Messer sinken und schlägt dann die Hände vor das Gesicht.

Lange sitzt er so in seinem morrischen Krafne, dem einzigen Besiß, den er von seinen Eltern ererbt.

Er fühlt es nicht, daß ihn die Wogen schaukeln, und weiß nicht, daß der Wind in seinen Haaren wüßt; er weiß nur, daß er eine feige That vorgehabt, und bittere Scham füllt seine Seele.

„Nein, Ingrid, nein, so will ich dir nicht helfen — aber umsonst sollst du nicht geklagt und mich gebeten haben.“

Trotzig lacht er auf, löst das Boot vom Pflocke und stößt vom Ufer ab.

Draußen, weit vor den Rissen, zieht er die Ruder ein. Es ist fast Nacht geworden. Ein weißblinkender Streifen, liegt der Strand drüben, und da und dort wiegt sich Schaum auf den gleitenden Wellen. Das ist das einzige Helle, darauf Moens Augen haften — doch nein — seine jetzt müßigen Hände halten ja auch

etwas Selbes: ein Stückchen Papier. Vor Wochen hatte es Ingrid ihm gefendet. Es steht eine Bitte, ein Hilferuf darauf. Lars hat ihn hundertmal gelesen und immer ballten sich seine Hände dabei, und immer glühte seine Seele dazu auf, in wildem Grinne. —

Und dieser Zettel ist es, der ihn jetzt aus Meer heraustrief. Freilich! Lars kann Ingrid nicht umsonst bitten lassen. Stumm schaut er auf den lichten Flecken nieder — und ist's nun auch viel zu dunkel, um die Schrift zu lesen, er sieht sie doch; — Zug für Zug — denn der Haß und die Liebe leuchten ihm dazu. Bald auch noch anderes: der grelle Schein, welcher vom Leuchtturm niederfluthet, der die Wellen durchleuchtet und es deutlich sehen läßt, daß des Jünglings Hüfte wild und verzerrt sind.

Man sieht es ihnen trotzdem an, daß sie sonst still und sanft zu sein pflegen, aber wozu uns die Natur bestimmte, das zu bleiben, erlauben uns Schicksal und Menschen gar oft nicht. . . Als die Leuchtturmsflamme aufglimmte, griff Lars rasch nach den Rudern, und einige Schläge brachten ihn in den Schatten des schlanken Thurmes.

Schier gierig haften Moens Augen auf dem Lande, dessen Umrisse die Nacht nur undeutlich erkennen läßt. Jetzt aber, jetzt sprüht ein Funke drüber auf und glimmt langsam empor. Lars Moens Hände legen sich fester um die Ruder. Er weiß, jetzt bestiegt sein Feind das Boot. Jörgens Hände sind es, welche die Laternen auf den kleinen Mast seines Heringfahrsers hängen, und Jörgens Hände, welche das weiße Segel aufgesetzt, das nun wie ein Schwanz daherviehet und fast ausglüht, als es in den Strahlenfeld der Leuchtturmsflamme kommt. In selbstänem Bidsand fährt es aus.

„Ist er toll?“ fragt sich Lars Moen. „Er fährt ja auf die Klippen zu!“ Und wahrhaftig, Björnens hält schlimmen Kurs. Es ist, als ob er den Tod suche — so führerlos läßt er sein Boot, das sichtlich die gute Strömung verlassen hat und nun in den ewig rubelosen Wassern treibt, welche das lang hingehobene Falsterbo-Riff so gefährlich macht.

Fester schließen sich Lars Moens Lippen, und in maßlosem Stammen starrt sein Blick auf das schwankte Lichtlein, das mit Jörgens Boot auf- und niedersteigt.

„Willst du mir entkommen? Mußt du, daß ein Kampf deiner wartet, in welchem du, so hoffe ich, den Kürzeren ziehen wirst?“ murmelt Lars grimmig. Mit ein paar Rudererschlägen stoßt er sein Schiffchen vorwärts. Nun ist es ihm möglich, die ganze Breite der Ausfahrtstelle zu überblicken.

Grün — glänzig liegt das Meer vor ihm, und nur da, wo eine der langen Wellen rollt, funkelt ein blaßgoldiger Streifen auf. Das Mondlicht durchbricht die Wolken, und weithin stimmert die aufbewegte Fläche.

Die Klippen aber haben, weißen Riesenleibern gleich — in den hochgehenden Wogen, die sich an ihnen brechen, und auf sie zu schwanzt das Licht, welches Moen zeigt, wo sein Todesfeind ist.

Was will dieser dort, der hier fremd ist und diese gefährlichen Wasser nur wenig kennt? Dort ist kein Ausweg, und was wie ein solcher scheint, ist eben die schlimmste Stelle: der ewig still scheinende Strudel, der alles verschlingt, was in seine Nähe kommt.

Ein wildes, frohlockendes Lächeln verzieht des jungen Schiffers Lippen.

So wäre ja alles gelöst, gelöst ohne sein Zutun, und Ingrid wäre frei und . . .

Durch die Nacht, die ganz still geworden, klingen Glockentöne. Die alte im Sande halb vergrabene Kirche Falsterbo's spricht zu dessen Bewohnern.

Ein Ruck geht durch Lars Moens herzlichen Leib, das Lächeln erstirbt auf seinen Lippen.

„Seid gut gegen einander.“

Das war das Rezept, welches am letzten Sonntage der greise Pastor seiner Gemeinde für das Leben angegeben.

Wie ein Blitz fährt die Erinnerung daran durch Moens Seele.

In demselben Augenblicke greifen seine Ruder aus, fliegt sein Boot wie von Engeln getragen durch die leise singende Fluth, und dann kämpfen seine Arme mit den wirbelnden Strömungen, auf welchen das Segel von Jörgens Boot bald schlaff, bald hoch gebläht auf- und niedertaucht. Ihm ist es, als solle er es nimmer erreichen und es scheint ihm wie Strafe, wie gräßliche Strafe, die er in Zeit und Ewigkeit zu tragen haben wird.

„Herr Gott, sieh' nur bei!“ röhnt er, und auch seine Ruder stöhnen, und die Wände seines Bootes ächzen.

Und das hat Gott gehört!

Der Mond leuchtet nun mit Taageshelle; es ist, als ob er dem Neuen helfen wolle, und die Wasser führen ihm das Boot zu, darauf früher seine Augen mit heißem Nachedurst gebangen und das er jetzt mit heißem Mitleid zu erreichen sucht. Wie Erlösung dünkt es ihm, als er den Arm danach ausstreckt und seinen Fuß darein setzen kann. Das Segel von seiner geackerten Hand rasch eingezogen, fällt, und damit ist die schlimmste Gefahr vorüber.

Nach wenigen Minuten hat Lars das plumpe Fahrzeug in

Sicherheit gebracht und nun erst findet er Zeit, sich über Jörgen zu wundern, der auf dem Schiffsboden kauert und sonderbare Reden hält. Es ist halb ein Schelten, halb ein Klagen.

„Gewiß seid Ihr trunken, Abbjörnen! Sonst hättet Ihr das Boot nicht treiben lassen.“ So beginnt Lars Moen, sanft, wie Vene sind, die große Schuld gut zu machen wünschen.

Jörgen grunzt irgend eine unverständliche Antwort und erhebt sein Haupt dabei, und da sieht der junge Fischer zweierlei: daß Abbjörnens Augen stier vor Rauch sind und daß sein heller Hock von dem Blute durchtränkt ist, das von des Trunkenbolbes Stirn tropfelt.

„Die verdammte Kette!“ gröhlt Abbjörnen, als Lars sich nach der Ursache der Verletzung erkundigt, „das verdammte Best sprang mir ins Gesicht, als ich das Boot vom Plable löste.“

Nun weiß Lars, warum das Fahrzeug sich selbst überlassen gezeu. Schweigend rudert er den Gehakten, den Verächlichen zurück; schweigend trägt er den Sinnlosen zur Schente, wo ihm Hilfe wird, und dann, nach Stunden, sitzt Lars vor dem Häuschen, darin er seine armlässige Wohnung hat und starrt trostlos auf die See hinaus.

Die Zurücktheit darüber, daß er seiner schrecklichen Entschlüsse Herr geworden, die ist längst verfliegen und mit ihr das Hochgefühl, das er über seine Selbstbewingung empfunden hat.

Er weiß nun, daß er nichts Gutes, sondern daß er eben nur nichts Schlechtes gethan.

Wie wenig aber ist man vor Gott und seinem Gewissen, wenn man nicht mehr, als gerade kein Mörder ist!

Lars Moen ist recht niedergedrückt; mehr, er ist trostlos. Denn heute, vor und nach seiner Verurteilung, hat er es ausdrücklicher als je vorher mitempfinden, wie gräßlich Ingrid ob des Zusammenlebens mit diesem verbiecten Menschen leiden muß — und helfen — nein, helfen kann er nicht. Wie denn auch? Und was hat sie gehofft, als sie ihm schrieb: „Giebt es denn keine Rettung aus solchem Elend?“

„Nein — es giebt keine!“ schreit Lars Moen grimmig in den stummenden Morgen hinaus, der über der weiten Wasserfläche aufsteigt.

In diesem Augenblicke kommt Sten Broken, der Herbergsvater heran.

„Sollst zum Jörgen kommen. Eben ging der Doktor fort.“

Lars folgt Sten Broken.

Als sie an Jörgens Lager traten, schaut der Verwundete mit seltsam müden, wirren Blicken auf, die hochmüthig werden, als er seinen Retter erkennt.

„Hast mich gerettet,“ sagt er heiser, „zahl's dir bar — einem früheren Schab meiner Ingrid will ich nichts schulden.“

„Hab' Euch gerettet, brauch' keinen Dank dafür,“ Jörgen Abbjörnen; denn vorher hab' ich Euch tödten wollen, tödten, hört Ihr's? weil Ihr Ingrid's Reinger sei. Laßt deshalb Dank und Zahlung, seid besser gegen Euer Weib, daß es mich nicht reut, so weid gegen Euch gewesen zu sein.“

Hart klingt es von den jungen Lippen und der, dem die Worte gelten, der schnell von seinem Lager auf.

„Ermorden wolltest du mich?“

„Ermorden, denn Ihr seid schlecht und ich wünschte Euren Tod.“

„Wünschtest? Du wünschtest ihn noch!“ schreit Abbjörnen — aber Lars schüttelt den Kopf.

„Nein, und vor meinem Haffe seid Ihr sicher!“ sagt dieser ernst.

Abbjörnen glaubt ihm; es hat noch nie einer an des jungen Schiffers Worten gezeiwelt — und statt der Furcht erfüllt nun Wuth und Hohn des schlechten Mannes Seele.

„Aber du denkst noch an Ingrid, du siehst sie noch! Wie mich das freut, denn es ist deine Qual! Du, der du nicht einmal Wuth genug hast, deinen Todfeind aus der Welt zu schaffen! Hatte ich so fest in den Händen und pflegtest mich wie ein Weib! Und rüderhin wirst du mich behüten müssen, wie deinen Augapfel. Denn, wenn von heut' ab dem Jörgen Abbjörnen ein Unglück zustößen sollte, wird Sten Broken den Leuten erzählen, wer schuld daran ist.“

„Wozu ereierst du dich?“ unterbricht Lars den Höhnenden, „du siehst übel aus — es wird dir schaden.“

Doch Jörgen fährt grinsend fort: „Hast Angst um mich? Nur keine Sorge. Ich hab' noch . . . keine . . . Lust zu sterben. Ingrid — — — Teufel! . . . Wer schlägt nach mir? Lars — hilf mir . . . hilf . . .“

Ein Seufzer noch — dann schließen sich die anglistarren Augen in dem blauroth gewordenen Gesichte Abbjörnens, und seine ausgreifenden Arme sinken nieder.

Der alte Herbergsvater, der beim weitem nicht so erschüttert ist, als Lars, tritt an das Bett und sagt, nachdem er den Todten betrachtet:

„Ein viel zu schöner Tod für so einen alten Sündensack!“

Derweilen tritt Lars Moen ins Freie; unwillkürlich erheben sich seine Arme, während seine Augen sich nach der Insel richten, darauf Ingrid lebt.

„Frei,“ jubelt er leise, „frei — ohne Sünde!“



Bunte Zeitung.

* **Die Ruinen des Schlosses von St. Cloud** sollen endlich abgerissen werden. Der französische Minister der öffentlichen Arbeiten, Des Guoyot, hat zu diesem Zweck 30,000 Francs zur Verfügung gestellt. Die Reste der im Jahre 1870 durch Brand zerstörten Sommer-Residenz Napoleons III. waren mittlerweile eine Gefahr für die Umgebung geworden. Im vorigen Jahre löste sich ein großer Theil des Mauerwerks und stürzte in den Park hinunter, und auch in diesem Winter sind ein Balkon und andere Gebäudetheile durch die Last des Schnees herabgefallen. Die Bevölkerung des Ortes wäre mit der Forträumung der Ruinen wohl einverstanden; aber dieselbe hofft, daß zugleich ein öffentliches Gebäude, etwa das Polytechnikum, an dieselbe Stelle gesetzt werde. Die Befichtigung der Ruinen und des Parks lockte doch bisher noch immer zahlreiche Fremde an; den Bewohnern von St. Cloud würde also aus der Vereinnamung, in welche der Ort nach Abbruch der Ruinen gelangen dürfte, mancherlei Schaden erwachsen. Uebrigens ist der Regierung in Bezug hierauf von einer Gesellschaft folgender Vorschlag gemacht worden. Man will sich verpflichten, das Schloß zu einem Sommeraufenthalt des Regierungsoberhauptes wieder aufzubauen, wenn man die Erlaubniß erhält, in einem Theil des Parks große Baulichkeiten für eine permanente Industrie- und Ackerbau-Ausstellung zu errichten.

* **„Rüuge in Eril“** — diesen Titel eines der berühmtesten Romane Alphonse Daubet's — könnte man auch über die Geschichte sehen, welche in italienischen Blättern von den traurigen Schicksalen einer einst mächtigen Herrscherfamilie erzählt wird. In Mailand lebte vor einigen Jahren in Noth und Elend der Fürst von Lusignan, den unglückselige Wechselfälle des Geschicks von seinem ererbten Thron in Armenien verdrängt hatten. Nur die Liebesgaben der mailänder Bürgerin bewahrten ihn und seine Familie vor den Schreden des Hungertodes, doch konnte die milde Theilnahme es nicht verhüten, daß der franke ehemalige Monarch schon nach kurzer Zeit im Armenienhospital der Stadt verschied. Die Behörden nahmen sich der verwaisen Kinder an und brachten den jungen Sohn in der Erziehungsanstalt Marchiondi unter, während die Tochter im Siedenhaufe „Nazareth“ als Krankenpflegerin fungirte; der ältere Sohn bildete sich zu einem geschickten Kaffeehaus-Kellner aus, der besonders den früheren Weinern des Café Gnocchi in Mailand bekannt sein dürfte. Vor kurzer Zeit kam jedoch ein reicher russischer Edelmann, der in früheren besseren Tagen am armenischen Hofe ein gern gesehener Gast gewesen war, nach Mailand, und seinen Bemühungen gelang es, dem Schicksal der unglücklichen Königs-kinder eine günstige Wendung zu geben. Er nahm den jüngeren Bringen mit sich nach Paris und betrieb von hier aus die Wiederaufnahme eines schon früher einmal ohne Erfolg angestrebten Prozesses gegen die Anaten des Fürsten von Lusignan, die sich noch vor der gerichtlichen Entscheidung bereit erklärten, den überlebenden Erben des Fürsten ein ansehnliches Vermögen mit lebenslänglichem Rentengenuß zu sichern. Der russische Wohlthäter that aber noch ein Uebrigtes; er veranlaßte den Austritt der königlichen Prinzessin aus dem Nazareth-Krankenhaus, verheiratete sie mit einem Reichen und schenkte dem jungen Saare eines seiner umfangreichsten und einträglichsten Besitzthümer in Rußland.

* **Ueber einen Sonnenuntergang am Morgen** wird der „Zing. Tagesp.“ aus Göttern geschrieben: Mehrere Tage hindurch konnten wir jetzt ein interessantes Naturspiel beobachten, nämlich einen kompletten Sonnenuntergang um 8 Uhr früh bei wolkenlosem Himmel. Das ging so zu: Während des Winters erhebt sich die Sonne erst um 9 Uhr über den Sarstein; etwa am 20. d. M. war sie schon so weit fortgeschritten, daß sie plötzlich vor dem steil aufsteigenden Sarstein über der Wölbung aufsteigt. Aber nur eine Viertelstunde lang (von $\frac{1}{4}$ 8 Uhr bis 8 Uhr) sendet sie ihre Strahlen auf das Dorf Göttern, dann versteckt sie sich wieder hinter dem Abhange des Sarsteines, bis sie gegen $\frac{1}{2}$ 9 Uhr über seine Spitze steigt. Eine ähnliche Erscheinung haben wir zur Zeit des tatsächlichen Sonnenunterganges.

* **Frau „Stehende Wärrin.“** Die „New-Yorker Staatsztg.“ berichtet vom 17. Febr.: Unter den gestern in der Barge Office gelandeten Zwischendecks-Passagieren des von Hamburg angegangenen Dampfers „Scandia“ befand sich eine recht interessante Familie, die aus Frau Wärrin (der stehende Wärr), seiner Frau, zwei Kindern und seinen Schwiegereltern bestand. Der stehende Wärr ist ein Ogallala-Indianer im Alter von 28 Jahren, der vor mehreren Jahren sich mit Buffalo Bill's Tuppe nach Europa begab. In Wien lernte er die jetzt 24 Jahre alte Luise Kieck, eine recht hübsche Blondine, kennen, verliebte sich in dieselbe und schloß mit ihr, da er Gegenliebe fand, den Bund fürs Leben. Der stehende Wärr hat als Konversationsprache im Kreise seiner Familie die Sprache der Sioux eingeführt, in welcher sich sowohl seine Frau, wie die beiden Kinder, zwei hellblonde Mädchen im Alter von $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{2}$ Jahren, denen man nicht ansieht, daß sie Indianerblut in den Adern haben, ganz gut ver-

ständlich machen können. Die Kinder verstehen aber auch die deutsche Sprache. Frau „Stehende Wärrin“ ist eine durchaus nicht ungebildete Person; ihr Vater war früher Direktor einer großen Fabrik in Böhmen und wird zunächst mit seiner Tochter nach der Vine Ridge Agentur reisen, um sich zu überzeugen, in welcher Weise dort für sie gesorgt wird. Wenn er dann dort nicht eine passende Stellung findet, wird er mit seiner Frau wieder nach Oesterreich zurückkehren.



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Am Hoftheater in München ging dieser Tage die dreifache Oper „Muriello“ von Ferdinand Langer, dem Kapellmeister des Hoftheaters in Mannheim, erstmalig in Scene und erlangte, getragen durch eine ganz vorzügliche Aufführung, einen außerordentlich freundlichen Erfolg, der sich am Schluß in einem zweimaligen stürmischen Hervortritt des begabten Komponisten, welcher sein Werk selbst dirigirte, kundgab. Die Oper Langers, der schon früher mit seinem „Nischenbrödel“ und der Neubearbeitung von Weber's „Sylvana“ sich ehrenvollst bekannt machte, enthält eine Fülle anprechender, liebenswürdiger Melodien, unter welcher ganz besonders das stimmungsvolle Vorspiel, die Balletmusik, mehrere Lieder und Duette anprachen. Der Text von Elise Henle, der Verfasserin des Weiskunstspiels „Durch die Nutenanz“, ist zwar einfach, aber außerordentlich anmuthend und so dürfte das liebenswürdige Werk des tüchtigen Musikers, der namentlich ein Meister der Instrumentation ist, bald seinen Weg über die besseren deutschen Bühnen machen, und dies um so rascher, als es den Sängern durchweg sehr dankbare Aufgaben bietet.

Dresden, 1. März. Die gestern, wie gewöhnlich, vor ausverkauftem Hause in unserem Hoftheater stattgehabte Aufführung des „Tannhäuser“ brachte ein künstlerisch höchst interessantes Experiment, insofern Fräulein Malten, da Frau Wittlich wegen Erkrankung plötzlich hatte abgehen müssen, für ihre Kollegin opernmüthig einsprang und außer der Partie der Venus auch die der Elisabeth sang. Die Künstlerin entledigte sich ihrer Doppelaufgabe aufs Glänzendste. — Zu den hervorragendsten künstlerischen Darbietungen im Konzertsaal hat hier in diesem Winter das wiederholte Auftreten des am 30. Aug. d. J. erst sein 17. Lebensjahr vollendenden Geigers Henri Marteau aus Meims gehört, der, was virtuose Technik und mehr noch, was die graziöse Feinheit des Spiels anbelangt, schon jetzt zu den ersten Meistern gezählt werden darf. Seine vollkommene Beherrschung des Instruments und der markige und seelenvolle Ton, den er ihm bereits zu entlocken weiß, hat die Bewunderung der bedeutendsten Kenner erregt. Das letzte hier von dem jungen Künstler gegebene Konzert gewann noch dadurch ein besonderes Interesse, als nicht bloß seine Cousine, Fräulein Olga Schramm-Macdonald, als tüchtige Pianistin mitwirkte (sie hatte die zum Theil recht schwierige Klavierbegleitung übernommen), sondern auch seine Tante Frau D. Schramm-Macdonald in Verbindung mit ihm auftrat, um durch ihre benährte Meisterschaft in der Recitation erster und heiterer Art den Genuß des Abends in dankenswerther Weise zu erhöhen und mannichfacher zu gestalten.

* Wir machen alle Lehrer der Erdkunde und der biblischen Geschichte aufmerksam auf die soeben erschienene neue „Wandkarte von Palästina zur Zeit Christi“ (aus der Vogelperspektive) von Gäbler und Oppermann. Die Verleger schreiben: Wenn auch anerkannt ist, daß der Grundriß der Anschaulichkeit des Unterrichts ein Bekanntmachen mit dem Schauplatz der heiligen Geschichte fordert, so wird man doch zugestehen, daß diese Forderung noch nicht genügend erfüllt ist. Das darzustellende kleine Bild ermöglicht ein Bild aus der Vogelperspektive. Die Richtung von Süd nach Nord ist beibehalten. Für die Sorgfalt der Bearbeitung bürgen die Namen Oppermann und Gäbler. Ergänzt werden beide Karten durch eine perspektivische Ansicht vom alten Jerusalem und Erklärung der Zahlenbezeichnungen. Im Kartenbilde selbst ist keine störende Schrift angebracht; die auf anderen Karten sich befindenden türkisch-arabischen Namen sind weggelassen. Der Maßstab der Wandkarte ist 1:200,000. Exemplare der Wandkarte sind in Reichardt's Buchhandlung zu haben. Preis: roh in 4 Blatt 15 M., aufgezogen: 22,50 M. Wir können der obigen Empfehlung nur zustimmen. In klarer Weise ist der Aufbau des heiligen Landes zur Anschauung gebracht. Deutlich hebt sich das tiefe Ghor, das Jordanthal heraus. Recht schön ist die allmähliche Abnahme der Fruchtbarkeit des Landes, wo Milch und Honig fließt, zu erkennen. Das lichte Grün des Ackerlandes macht nach Süden und Osten dem wüstenhaften Braun Platz. Wie bei Guthe, so ist auch hier berücksichtigt, daß Palästina kleinere Flüsse zum guten Theil des Jahres trodne Wadi sind. Die größere Feuchtigkeit und der größere Waldreichtum des palästinensischen Nordens fallen deutlich ins Auge. Die Farbe des Meeres und aller sonstigen Gewässer ist natürlich das lebensvolle Blau. Wir wünschen diesem trefflichen Werk die weiteste Verbreitung. Dr. G. S.

